

Das
Buch zur
Flüchtlings-
krise



ANDREA WEGENER

Wo die Welt schreit

Wunder und Wagnisse im Camp der
Vergessenen am Rande Europas


Moria, Lesbos

fontis

blassen Straßenlaterne am kleinen Hafen von Pamfila und den funkelnden Lichtern an der türkischen Küste gegenüber verläuft die unsichtbare Linie, die die Flüchtlinge um jeden Preis überqueren möchten ...

Auf der einen Seite patrouilliert die türkische Küstenwache, die im Zug des «EU-Türkei-Abkommens»⁸ massiv aufgestockt worden ist und jedes zweite Boot abfängt, bevor es europäische Gewässer erreicht. Auf unserer, der griechischen Seite, sind Europäer unterwegs: Boote aus Griechenland und England, die tagsüber im Hafen von Mytilene liegen, «Frontex»-Beamte aus Holland, Portugal, Italien oder Deutschland, die sich für einige Monate hierher senden lassen. Sie sammeln die Flüchtlinge ein, die es über die Hoffnungslinie geschafft haben, und bringen sie nach einer kurzen Befragung ins Camp.

Und auf diesen paar Quadratkilometern Wasser riskieren täglich Menschen ihr eigenes Leben und das ihrer Kinder in völlig überfüllten Booten, oft genug ohne Schwimmwesten oder irgendwelche Sicherheitsvorkehrungen. In diesem Jahr sind es bisher im Durchschnitt monatlich 1200 gewesen – täglich 41. Sie kommen aus Sierra Leone, Bangladesch, Myanmar, Äthiopien, dem Senegal, Kamerun, Syrien, dem Irak und im Moment verstärkt aus Afghanistan, aus insgesamt sechzig Ländern.

Viele haben schon eine monate- oder gar jahrelange Reise hinter sich, wenn sie auf Lesbos landen. Sie sind Väter, Mütter, Schulkinder, Kleinkinder und Säuglinge. Junge Mädchen, die von Menschenhändlern hier abgesetzt werden. Kriegsversehrte. Minderjährige Jungs ohne Familie. Ehemalige Kindersoldaten. Schwangere und Frauen, die aus Gewalt und Missbrauch geflohen sind. Terroropfer und Männer, die bis vor kurzem noch auf Seiten einer Terrorgruppe gekämpft haben.

Sie alle hoffen, in Europa eine Zukunft zu haben.

Und morgen werde ich ihnen wieder begegnen.

Kapitel 4

Samstag, 3. November

Tiny Homes

Verbirgt sich hinter Nummer OG 1244 nun ein kleines Campingzelt, ein großes Zelt oder eine selbstgebastelte Unterkunft, bei uns «Struktur» genannt?

An meinem ersten Arbeitstag fällt mir die Aufgabe zu, einzelne Bereiche des Camps zu kartieren. Das finde ich auch ganz hilfreich, um einen Überblick zu bekommen, wo was ist und wie die Menschen hier wohnen. Unsere selbstgemachten Lagerskizzen müssen ständig überarbeitet werden, weil die Leute samt ihren Zelten in eine andere Ecke des Camps ziehen, weil neue Behausungen dazukommen oder Bewohner über ihrem Zelt eine ausgeklügelte Struktur aus Planen, Holzplanken und Seilen errichten, in der dann letzten Endes mehr Leute Platz finden, als wir auf unseren Listen eingetragen haben.

«Absprache» ist dabei ein Fremdwort, und «unübersichtlich» beschreibt die Situation noch sehr milde. Dass sich Zelt OG 1244 irgendwie in der Nähe von Zelt OG 1245 befinden könnte, ist zum Beispiel eine dieser naiven Annahmen, die ich schnell wieder vergesse.

«Kreativ» ist ein anderes Wort, das mir immer wieder in den Sinn kommt, als ich neue Unterkünfte einzeichne:

Da wird in dem vielleicht 1,20 Meter breiten Spalt zwischen zwei Containern (Tiefe: drei Meter) mit Hilfe einer abgesägten Europalette, einiger Planen, Silberband und Decken ein winziges Heim errichtet, in dem zwei Erwachsene wohnen.

Dieses aus der Not heraus zusammengezimmerter «Tiny Home» sieht innen mit den weißen Containerwänden an der Seite und dem Boden aus grauen UN-Decken fast kuschelig aus; wie es sich darin leben lässt, wenn der Winter beginnt und Dauerregen die rissigen Planen durchdringt, kann ich mir dann aber doch nicht vorstellen, ohne zu frösteln.

Eine typischere Behausung findet sich häufig freistehend im Olivenhain, dem informellen Lager außerhalb des eigentlichen Geländes: ein Würfel aus Planen und Hölzern von vielleicht 2,20 mal 2,20 Metern Grundfläche, mit Europaletten und Pappdeckeln notdürftig gegen die Kälte und Nässe von unten abgeschirmt.

«Mit wie viel Leuten wohnt ihr denn hier?», frage ich den vielleicht 15-jährigen Afghanen, den ich davor antreffe.

«Wir sind zu fünft», sagt er, «meine Eltern, meine zwei kleinen Brüder und ich. Aber immerhin haben wir jetzt unseren eigenen Platz.»

Im Olivenhain ist Sicherheit ein noch größeres Problem als im Hauptcamp, die sanitären Verhältnisse sind weit katastrophaler und die Unterkünfte noch armseliger. Dass Menschen freiwillig hierher ziehen, zeigt, wie dramatisch eng die Wohnsituation im Camp Moria ist.

Das frühere Militärgefängnis Moria würde, wenn man Standards der humanitären Hilfe anzuwenden versuchte, im Normalfall offiziell 1300 Personen Platz bieten, im Katastrophenfall 3100 Menschen. Fast drei Jahre nach Inkrafttreten des Türkei-Abkommens kann man sicher nicht mehr von einer akuten Krise oder Katastrophe sprechen, aber weitere feste Bauten, mit denen sich die Kapazität erweitern ließe, werden nicht errichtet und sind wohl auch nicht vorgesehen.

So bringen wir Hunderte von Menschen in mittelgroßen Zelten unter, wie sie von der UN-Flüchtlingsorganisation oder vom Roten Kreuz geliefert werden, weitere Hunderte in labberigen Zwei- bis Vier-Personen-Wurfzelten, die über private Spenden aus Holland oder der Schweiz kommen.

Kein Wunder, dass viele Bewohner sich selbst helfen, wenn sie mit ihrer zugewiesenen Unterkunft unzufrieden sind!

Kapitel 5

Montag, 5. November

Zählung

«Er heißt Arjun Razoul», möchte ich am liebsten rufen. «Und seine Frau hier, das ist Nila!»

Aber nach ihren Namen werden die beiden hier im Zelt H732 nur noch selten gefragt; heute ist da keine Ausnahme. Es findet gerade eine Zählung statt: Gelegentlich kommen Leute von den griechischen Behörden und versuchen, einen Überblick zu bekommen, wer sich so alles im Lager befindet.

Einen Tag vorher wurde das angekündigt, und das Frühstück wurde schon zusammen mit dem Abendessen ausgegeben, damit alle brav in ihrer Behausung bleiben und sich am frühen Morgen zählen lassen können. Wir sollen den Griechen helfen, sich zurechtzufinden, weil wir schließlich täglich hier sind und uns auskennen. (Ich vor allem! Es ist ja schon mein zweiter Tag im Lager!)

Ich bin unter Afghanen und französischsprachigen Afrikanern einen Vormittag lang mit einem griechischen Sozialarbeiter und einem Farsi-Übersetzer unterwegs, beide so um die dreißig. Sie begegnen unseren Geflüchteten mit professioneller Freundlichkeit, und wir werden schnell ein gutes Team auf Zeit. Andere, die auch nur für die Zählung ins Lager gekommen sind, gehen sichtbar auf Distanz: Sie tragen Mundschutz, sprechen gar nicht so sehr mit den Flüchtlingen, sondern mehr mit den Übersetzern über sie, und scheinen sich trotz Handschuhen davor zu ekeln, überhaupt irgendetwas anzufassen.

Zwischen den einzelnen Abschnitten stehen Polizei und Soldaten; man muss wohl immer damit rechnen, dass jemand aus Angst vor der Abschiebung ausrastet.

Es bleibt an diesem Tag aber alles ruhig – manche Flüchtlinge haben sich allerdings auch aus dem Staub gemacht, als die Zählung angekündigt wurde. Wir treffen vielleicht zwei Drittel der Menschen dort an, wo wir sie offiziell untergebracht – in unserer Sprache «gehoust» – haben.

Es ist ja eine der Aufgaben von EuroRelief, den Neuangekommenen im Camp eine Unterkunft zu bieten: Wir versuchen sie möglichst mit Menschen aus ihrem Land oder Kulturkreis und einer passenden Familienkonstellation unterzubringen, in Containern, Zelten oder sogenannten «Life Shelters». Wir vermerken dann in

unserer Datenbank, wer wo wohnt, aber Theorie und Praxis gehen hier oft auseinander.

Auch an diesem Tag zeigt sich: Ein Drittel der Bewohner von Moria haben sich selbst «gehoust», wo sie ein passendes Plätzchen fanden. Irgendwie verständlich, auch wenn es unsere Arbeit nicht gerade einfach macht.

In jeder Unterkunft werden die Daten aufgenommen. «Drei-Fünf-Acht-Acht-Neun-Zwei und Drei-Fünf-Acht-Eins-Drei-Sieben», liest mein Grieche die Aktenzeichen von den Papieren der Bewohner ab, als wir vor Zelt H732 stehen, und er schreibt sie gleich mit auf sein Datenblatt.

Ich gleiche seine Daten mit denen auf meiner Liste ab. Die Namen, die zu diesen Nummern gehören, sind für die Zwecke der Behörden irrelevant, und er muss sie nicht mit aufnehmen. «Arjun und Nila heißen die beiden», rufe ich mir wenigstens selbst innerlich zu. Sie sind keine Aktenzeichen. Sie haben Namen, und sie haben eine Geschichte. Ich hoffe, dass sie in all dem Chaos und den Massen von Camp Moria trotzdem immer wieder erleben, dass sie als Persönlichkeiten gesehen werden.